

ALEXIUS MEINONG

Über Gegenstandstheorie
Selbstdarstellung

Mit Einleitung, Bibliographie und Registern

herausgegeben von

JOSEF M. WERLE

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 361

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-0720-3

ISBN eBook: 978-3-7873-2634-1

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1988. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

Einleitung. Von Josef M. Werle	VII
Zur vorliegenden Ausgabe	XXII
Bibliographie	XXIII
I. Schriften und Aufsätze	XXIII
II. Korrespondenz	XXVI
III. Werkausgaben	XXVII
IV. Übersetzungen	XXIX
V. Forschungsliteratur seit 1960	XXX

ALEXIUS MEINONG

Über Gegenstandstheorie

§ 1. Die Frage	1
§ 2. Das Vorurteil zugunsten des Wirklichen	3
§ 3. Sosein und Nichtsein	7
§ 4. Das Außersein des reinen Gegenstandes	9
§ 5. Gegenstandstheorie als Psychologie	13
§ 6. Gegenstandstheorie als Theorie der Erkenntnisgegenstände	17
§ 7. Gegenstandstheorie als »reine Logik«	20
§ 8. Gegenstandstheorie als Erkenntnistheorie	23
§ 9. Gegenstandstheorie als eigene Wissenschaft	26
§ 10. Gegenstandstheoretisches in anderen Wissenschaften. Allgemeine und spezielle Gegenstandstheorie	29
§ 11. Philosophie und Gegenstandstheorie	34
§ 12. Schlußwort	46

Selbstdarstellung	
Zum Eingang	53
I. Leben und Streben	54
II. Hauptaufstellungen	65
A. Zum Begriff der Philosophie	65
B. Zur Gegenstandstheorie	67
C. Zur Lehre vom Erfassen, insbesondere zur Erkenntnistheorie	76
D. Zur Psychologie	85
E. Zur Werttheorie und Ethik	95
F. Zu den philosophischen Grundfragen	100
III. Rückblick, Umblick und Ausblick	110
Namenregister	123
Sachregister: Begriffe und Argumentationen	127

EINLEITUNG

Das Werk des Grazer Philosophen Alexius Meinong (17.7.1853–27.11.1920)¹ findet in den letzten Jahren zunehmend stärkere Berücksichtigung in der systematischen philosophischen Forschung. Im Mittelpunkt der Diskussionen und der Versuche einer Neueignung und Weiterentwicklung dieses Werkes steht die Gegenstandstheorie. Diesem Sachverhalt trägt der vorliegende Band Rechnung, indem er einen für diesen Bereich des Meinongschen Denkens zentralen Text, die programmatische Abhandlung *Über Gegenstandstheorie*², präsentiert. Erstmals veröffentlicht wurde dieser Text 1904. In diesem Jahr feierte das von Meinong gegründete Grazer psychologische Institut sein zehnjähriges Bestehen. Zu diesem Anlaß gab Meinong selbst als Fest- und Gedenkschrift einen Band *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie* mit Beiträgen seiner Schüler und Mitarbeiter am Grazer philosophischen und psychologischen Institut heraus.³ Meinong benutzte diese Gelegenheit, um in seinem einleitenden Beitrag »Über Gegenstandstheorie« eine weitere wissenschaftliche Öffentlichkeit in komprimierter Form über seine gegenstandstheoretischen Grundanschauungen erstmalig zu informieren. Sein Ziel ist es, der gegenstandstheoretischen »Betrachtungsweise durch Darlegung ihrer Eigenart zu ausdrücklicher Anerkennung zu verhelfen« (S. 47), »die Eigenberechtigung der Gegenstandstheorie als einer Wissenschaft für sich zu erweisen« (S. 50) und ihr »die neue Position einer eigenen und namentlich der Psychologie gegenüber selbständigen philosophischen Disziplin zu sichern«.⁴ Für die Wahl dieses Textes spricht neben der programmatischen Prägnanz auch die Tatsache, daß an diese Abhandlung die rezeptionsgeschichtlich bedeutsame Kritik Bertrand Russells anknüpft (vgl. unten S. IX f.).

Als zweiten Text enthält der vorliegende Band die Meinongsche »Selbstdarstellung«,⁵ die letzte Schrift, die Meinong noch für den Druck fertigstellen konnte. Sie ist die bislang beste Informationsquelle zu Leben und Werk Meinongs. Hier finden sich die Ergeb-

nisse seines Arbeitens zusammengefaßt, aber auch die wesentlichen Stadien seiner philosophischen Entwicklung skizziert. Die Hinweise auf die wichtigsten Textstellen, die Meinong gibt, machen die »Selbstdarstellung« zu einem unersetzlichen Führer durch sein umfangreiches philosophisches Lebenswerk.⁶

In Deutschland hat Meinongs Werk nie besondere Resonanz gefunden.⁷ Anders gestaltete sich die Aufnahme Anfang des Jahrhunderts in Österreich und in der angelsächsischen Welt. Hier entfaltete Meinong als Lehrer und Anreger eine eminente Wirkung. Gleichwohl war er auch hier, etwa ab Ende der dreißiger Jahre, weitgehend vergessen.⁸ Seine Philosophie, insbesondere die Gegenstandstheorie, mit der Meinongs Name bis heute in erster Linie verbunden ist, galt als überwunden und abgetan; von ihr, so schien es lange Zeit, war nichts mehr zu lernen. Ein grundlegender Wandel in dieser Einschätzung bahnt sich seit den sechziger, verstärkt seit den siebziger Jahren an: Meinong wird, insbesondere im englischsprachigen Raum,⁹ als ernstzunehmender Gesprächspartner wiederentdeckt und zu rehabilitieren versucht. Auf diese wechselvolle Rezeptionsgeschichte werden wir im folgenden etwas ausführlicher eingehen.

Meinongs Wirkung entfaltete sich in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wesentlich in zwei Richtungen: Zum einen war Meinong als akademischer Lehrer sehr erfolgreich; es gelang ihm, eine Reihe von Schülern für seine psychologischen und gegenstandstheoretischen Forschungen zu interessieren und sie zu deren Fortführung anzuregen; viele dieser direkten Schüler wurden auf Lehrstühle berufen, Meinong wurde so zum Begründer einer eigenständigen, der Grazer gegenstandstheoretischen Schule.¹⁰ Zum anderen gehen von Meinong bedeutsame Anstöße für die Philosophie im angelsächsischen Raum aus. Die Rezeption, die hier statt hatte, bestimmte die Entwicklung und Ausgestaltung der Philosophie des 20. Jahrhunderts grundlegender als die direkte, wesentlich auf Österreich und Italien beschränkte innerakademische Wirkung. John N. Findlay, George E. Moore, Bertrand Russell, Gilbert Ryle und Ludwig Wittgenstein wurden durch Meinong beeinflusst;¹¹ einen Großteil ihrer Auffassungen entwickelten diese Philosophen in der Auseinandersetzung mit Meinongs gegenstandstheoretischen

Anschaungen. Eben diese Auseinandersetzung aber führte dazu, daß das Denken Meinongs mehr und mehr in Vergessenheit geriet und — allenfalls in historisch würdiger Weise erinnert — durch Jahrzehnte als sachlich obsolet abgetan wurde.

Eine zentrale Rolle kommt in diesem Prozeß Bertrand Russell zu. Russell hatte schon sehr früh die zur Gegenstandstheorie hin-führenden Arbeiten Meinongs verfolgt; anfangs zustimmend und anerkennend, später kritisch, hat er Meinongs Gedanken in der englischsprachigen Welt durch ausführliche Rezensionen zur Kenntnis gebracht.¹² Seine eigene berühmt gewordene »theory of descriptions« entwickelte er in expliziter Auseinandersetzung mit Meinongs Gegenstandstheorie.¹³

Aus Meinongs Gegenstandstheorie sollen an dieser Stelle nur zwei Grundgedanken angeführt werden, die für das Verständnis der Russellschen Reaktion auf Meinong notwendig sind. 1904 vertritt Meinong in seiner Abhandlung *Über Gegenstandstheorie* folgende Thesen: 1. »Es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt« (S. 8f.) — das berühmte Meinong-Paradox; solch ein Gegenstand ist z.B. das »runde Viereck«; 2. Auch über solche Gegenstände, von denen gilt, daß es sie nicht gibt, können wahre Urteile gefällt werden; »wahr (. . .) ist ein Urteil, nicht zwar sofern es einen existierenden oder auch nur einen seienden Gegenstand hat, wohl aber, sofern es ein seiendes Objektiv erfaßt. Daß es schwarze Schwäne gibt, ein Perpetuum mobile aber nicht, ist beides wahr, obwohl es sich einmal um einen existierenden Gegenstand handelt, das andere Mal um einen nichtexistierenden Gegenstand handelt: dort besteht eben das Sein, hier das Nichtsein des betreffenden Gegenstandes.« (S. 17f.)

Russells Haupteinwand in *On denoting* ist, »daß, wie zugegeben wird, solche Gegenstände das Gesetz vom Widerspruch zu verletzen drohen. Man behauptet (. . .), daß das runde Quadrat rund ist und auch nicht rund, usw. Das aber ist unerträglich, und wenn eine Theorie zu finden ist, die dieses Ereignis vermeidet, ist sie gewiß vorzuziehen.«¹⁴ Eine solche Theorie gefunden zu haben ist Russells Anspruch. Wir müssen uns hier auf diese kurzen Hinweise zu Russell beschränken.¹⁵ Für die Geschichte der Meinong-Rezeption bedeutsam wurde, daß Russells in *On denoting* erstmals

— dezidiert auch gegen Meinongs Gegenstandstheorie¹⁶ — entwickelte und dann in weiteren Schriften ausgestaltete »theory of descriptions« mehr und mehr zum Paradigma analytischer Philosophie avancierte. In dem Maße, in dem die Russellsche Position aufgewertet und akzeptiert wurde (L. Wittgenstein, G. E. Moore u. a.), wurde Meinongs gegenstandstheoretischer Ansatz abgewertet und diskreditiert: Ende der dreißiger Jahre ist Meinong auch im Bereich der angelsächsischen Philosophie weitgehend vergessen.¹⁷

Die eingangs angesprochene Wiederentdeckung und Rehabilitierung des Meinongschen Denkens während der letzten drei Jahrzehnte stellt sich als durchaus spannungsvoller und von qualitativ verschiedenen Momenten geprägter Prozeß dar, dessen Hauptstadien kurz skizziert werden sollen: Den in einem gewissen Sinne »äußerlichen« Beginn dieser Wiederentdeckung markiert das Erscheinen der *Meinong-Gedenkschrift* 1950¹⁸, die durch die Initiative von Rudolf Kindinger zustande kam. Ziel dieses Unternehmens war es nach der ausdrücklichen Intention der Herausgeber, die Bedeutung Meinongs vornehmlich in historischer, im engeren Sinne wirkungsgeschichtlicher Perspektive herauszustellen. Die *Gedenkschrift* sollte »dartun, daß Meinongs Gedankengut in vielen Punkten maßgebenden Einfluß auf philosophische Strömungen der Gegenwart genommen hat«. Auf diese Weise sollte ein »erneutes Interesse« für die Philosophie Meinongs geweckt werden.¹⁹ Diese historische Reminiszenz blieb — so konnte es zunächst scheinen — ohne unmittelbare Wirkung. Es dauert über ein Jahrzehnt, bis die Bemühungen um das Werk Meinongs wieder literarisch augenfälligen Ausdruck finden: 1965 erscheint, herausgegeben von Rudolf Kindinger, eine Auswahl aus der wissenschaftlichen Korrespondenz Meinongs, die *Philosophenbriefe*.²⁰ 1968 dann beginnt die *Meinong-Gesamtausgabe* zu erscheinen; dieses Unternehmen wird schon 1978, nach dem Vorliegen von sieben umfangreichen Bänden und eines wichtigen Ergänzungsbandes, abgeschlossen.²¹

Zwischenzeitlich, d. h. nach Erscheinen der *Gedenkschrift* und noch vor Inangriffnahme der *Gesamtausgabe*, hatte sich das Interesse an Meinong auf eine qualitativ neue Ebene verlagert; nicht mehr

die 1950 noch in den Vordergrund gehobene historische Bedeutung Meinongs motivierte zu einer Neubeschäftigung mit seinem Werk; jetzt, und diese Tendenz bestimmt den Prozeß der Wiederaneignung bis heute, steht vielmehr die Frage im Mittelpunkt, ob das Denken Meinongs Antworten auf aktuelle philosophische Probleme beinhaltet bzw. ob man aus der Weiterentwicklung und Modifikation seiner Ansätze solche Antworten entwickeln kann.

Der für diese Diskussion wohl entscheidende Anstoß kam 1961 von Roderick M. Chisholm. Chisholm arbeitete den philosophischen Gehalt und die Eigenart der Meinongschen These, ›der reine Gegenstand stehe jenseits von Sein und Nichtsein‹ (vgl. *Über Gegenstandstheorie*, S. 12) in Konfrontation mit thematisch ähnlichen Überlegungen in Platons *Theaitet* und in T. Kotarbinskis resistischer Konzeption heraus und erbrachte den Nachweis, daß Russell's *theory of descriptions* »keine adäquate Übersetzung« der Meinongschen These bietet bzw. erlaubt (Chisholm 1961, S. 28), daß die Russellsche Kritik an Meinongs Gegenstandstheorie also keineswegs so fundiert war, wie es bislang geschienen hatte.²² Mitte der sechziger Jahre plädierte auch Rudolf Haller dafür, die Meinongsche Problemstellung entgegen dem Verdikt Russells ernstzunehmen und bewußt zu halten: Trotz aller berechtigten Einwände ist seiner Ansicht nach »ein Rest des Anspruches jener heimatlosen Gegenstände dem Denken aufgegeben. Jener Anspruch, der darin liegt, daß das, was nicht ist, was nicht existieren kann, in irgendeiner Weise unser Denken doch beschäftigt — so müssen wir zugehen — beunruhigt uns zutiefst.« (Haller 1966, S. 322f.)

Die Rehabilitierung Meinongs, die sich hier ankündigt und die hier initiiert wird, vollzieht sich in den folgenden Jahren keineswegs konsensual, sondern unter großen intellektuellen Spannungen. Dies wird bei Gelegenheit des nächsten, für die Meinungs- ›Renaissance‹ äußerlich signifikanten Datums deutlich. Vom 30. September bis zum 4. Oktober 1970 fand in Graz das erste internationale Kolloquium, das ausschließlich der Philosophie Alexius Meinongs gewidmet war, statt. Die Beiträge erschienen 1972 (*Jenseits von Sein und Nichtsein*)²³. In dem Eröffnungsvortrag zu diesem Kolloquium vertrat Gilbert Ryle die These, Meinongs Gegenstandstheorie sei »tot«: »Let us frankly concede from the start

that *Gegenstandstheorie* itself is dead, buried and not going to be resurrected. Nobody is going to argue again that, for example, ›there are objects concerning which it is the case that there are no such objects.« Nobody is going to argue again that the possibility of ethical or aesthetic judgements being true requires that values be objects of a special sort.« (Ryle 1972, S. 7) Demgegenüber differenzierte Roderick M. Chisholm in einem Beitrag, der zusätzlich zu den Vorträgen in *Jenseits von Sein und Nichtsein* aufgenommen wurde, seine bereits 1961 vorgetragenen Überlegungen weiter aus; seinen prinzipiellen Einwand gegen das Russellsche Meinong-Verdikt formulierte er jetzt — wahrscheinlich als Reaktion gegen die dezidierte Ryle'sche These — wesentlich schärfer: »It is commonly supposed that this doctrine of *Aussersein* is absurd and that whatever grounds Meinong may have had for affirming it were demolished by Russell's theory of descriptions. I believe, however, that this supposition is false.« (Chisholm 1972a, S. 25)²⁴

Ryle's Thesen von 1970 erscheinen im Rückblick als Ausdruck eines gravierenden Irrtums. Sie trugen weder den Diskussionen der 60er Jahre Rechnung (vgl. Chisholm 1961, Astrada 1963, Findlay 1963, Lambert 1963, Lambert 1965, Haller 1966, Bergmann 1967, Suter 1967, Gellmann 1969, Grossmann 1969, Lambert 1969), noch erhielten sie eine Bestätigung durch die Entwicklung der Folgezeit. Anfang der 70er Jahre erscheint eine Reihe wichtiger Untersuchungen (Barber 1970, Orayen 1970, Barber 1971, Hodges 1971, Ramsden 1971, Castaneda 1972, Chisholm 1972, Findlay 1972b, Hinton 1972, Lenoci 1972). 1973, ein Jahr nach Erscheinen der Beiträge zum Grazer Meinong-Kolloquium, widmet die *Revue Internationale de Philosophie* Meinong ein eigenes Heft.²⁵ In zwei Beiträgen wird Ryle hier explizit widersprochen: Rudolf Haller kann durch den Hinweis auf die Rezeption Meinongscher Gedanken in der neueren Logikdiskussion nachweisen, »daß auf einem Gebiete die Behauptung vom Tode der Gegenstandstheorie durch eine Renaissance Meinongscher Ideen widerlegt wird.« (Haller 1973, S. 151; zu diesem Aspekt vgl. auch die instruktiven Darlegungen in Lambert 1983.) Richard und Valerie Routley, ausdrücklich um eine »Rehabilitierung« der Gegenstandstheorie bemüht, versuchen in einem systematischen Beitrag nachzuweisen, »that it is not Meinong but his

ÜBER GEGENSTANDSTHEORIE

§ 1. Die Frage

Daß man nicht erkennen kann, ohne etwas zu erkennen, allgemeiner: daß man nicht urteilen, ja auch nicht vorstellen kann, ohne über etwas zu urteilen, etwas vorzustellen, gehört zum Selbstverständlichsten, das bereits eine ganz elementare Betrachtung dieser Erlebnisse ergibt. Daß es auf dem Gebiete der Annahmen nicht anders bewandt ist, habe ich, obwohl sich die psychologische Forschung ihnen eben erst zugewandt hat, fast ohne besondere Untersuchung dartun können.¹ Verwickelter steht es in dieser Hinsicht ja jedenfalls bei den Gefühlen, wo wenigstens die Sprache mit dem Hinweise auf das, was man fühlt, etwa Freude, Schmerz, auch wohl Mitleid, Neid etc., ohne Zweifel einigermaßen irreführt, — und bei den Begehungen, sofern man da trotz des hier wieder ganz eindeutigen Zeugnisses der Sprache ab und zu immer noch auf die Eventualität von Begehungen, durch die nichts begehrt wird, zurückkommen zu sollen meint. Aber auch wer nicht meiner Meinung beipflichten sollte, daß Gefühle wie Begehungen insofern unselbständige psychische Tatsachen sind, als sie Vorstellungen zur unerläßlichen »psychologischen Voraussetzung« haben,² wird unbedenklich einräumen, daß man sich über etwas freut, für etwas interessiert, mindestens in den allermeisten Fällen nicht will oder wünscht, ohne etwas zu wollen oder zu wünschen, mit einem Worte: niemand verkennt, daß dem psychischen Geschehen dieses eigentümliche »auf etwas Gerichtetsein« so außerordentlich häufig zukommt, daß es mindestens sehr nahe gelegt ist, darin ein charakteristisches Moment des Psychischen gegenüber Nicht-Psychischem zu vermuten.

¹ »Über Annahmen«. Leipzig 1902. S. 256 f.

² Vgl. meine »Psychologisch-ethischen Untersuchungen zur Werttheorie«, Graz 1894, S. 34 f., auch Höfler, Psychologie S. 389.

Es ist indes nicht die Aufgabe der nachstehenden Ausführungen, darzulegen, weshalb ich diese Vermutung trotz mancher ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten für bestens begründet halte. Der Fälle, in denen sich die Bezugnahme, ja das ausdrückliche Gerichtetsein auf jenes »etwas«, oder, wie man ja ganz ungezwungen sagt, auf einen Gegenstand in durchaus unzweifelhafter Weise aufdrängt, sind so viele, daß auch im Hinblick auf sie allein die Frage nicht dauernd unbeantwortet bleiben sollte, wem denn eigentlich die wissenschaftliche Bearbeitung derartiger Gegenstände als solcher obliegt.

Die Aufteilung des der theoretischen Bearbeitung Würdigen und Bedürftigen in verschiedene Wissenschaftsgebiete und die sorgfältige Abgrenzung dieser Gebiete ist ja freilich in betreff der dadurch zu erzielenden Förderung der Forschung eine Sache von oft geringem praktischen Belang; auf die Arbeit kommt es ja am Ende an, die geleistet wird, und nicht auf die Flagge, unter der dies geschieht. Aber Unklarheiten über die Grenzen der verschiedenen Wissenschaftsgebiete können in zwei entgegengesetzten Weisen zur Geltung kommen: entweder so, daß die Gebiete, auf denen tatsächlich gearbeitet wird, übereinander greifen, oder so, daß sie einander nicht erreichen, und infolgedessen unbearbeitetes Gebiet inmitten bleibt. Die Bedeutung solcher Unklarheiten aber ist in der Sphäre des theoretischen Interesses genau die entgegengesetzte wie in der Sphäre des praktischen. Hier ist die »neutrale Zone« eine jederzeit erwünschte, nur selten realisierbare Bürgschaft freundnachbarlicher Beziehungen, indes das Übereinandergreifen angesprochener Grenzen den typischen Fall des Interessenkonfliktes darstellt. Dagegen ist im Bereiche theoretischer Arbeit, wo zu derlei Konflikten mindestens jeder Rechtsgrund fehlt, objektiv betrachtet das *Aufeinanderfallen* von Grenzdistrikten, die infolgedessen eventuell von verschiedenen Seiten her Bearbeitung finden, höchstens ein Gewinn, das *Auseinanderfallen* jedoch stets ein Nachteil, dessen Größe dann natürlich von der Größe und sonstigen Bedeutung des Zwischengebietes abhängen wird.

Auf ein solches bald übersehenes, bald mindestens nicht seiner Eigenart nach ausreichend gewürdigtes Wissensgebiet hinzuweisen, ist die Absicht der hiermit aufgeworfenen Frage, wo denn eigent-

lich die wissenschaftliche Bearbeitung des Gegenstandes als solchen und in seiner Allgemeinheit ihren sozusagen rechtmäßigen Ort hat, die Frage also, ob es unter den durch das wissenschaftliche Herkommen akkreditierten Wissenschaften eine gibt, in der man die theoretische Behandlung des Gegenstandes als solchen suchen oder von der man sie wenigstens verlangen könnte.

§ 2. Das Vorurteil zugunsten des Wirklichen

Es war kein Zufall, daß die obigen Ausführungen, um zum Gegenstande zu gelangen, vom Erkennen ihren Ausgang nahmen. Gewiß, nicht *nur* das Erkennen »hat« seinen Gegenstand: aber es hat ihn jedenfalls in einer ganz besonderen Weise, die es nahe legt, dort, wo vom Gegenstande die Rede ist, in allererster Linie an den Gegenstand des Erkennens zu denken. Denn der psychische Vorgang, den wir als Erkennen benennen, macht, genau genommen, für sich allein den Erkenntnistatbestand noch nicht aus: Erkenntnis ist sozusagen eine Doppeltatsache, in der dem Erkennen das Erkannte als ein relativ Selbständiges gegenübersteht, auf das jenes nicht nur, etwa in der Weise falscher Urteile, gerichtet ist, das vielmehr durch den psychischen Akt gleichsam ergriffen, erfaßt wird oder wie man sonst in unvermeidlich bildlicher Weise zu beschreiben versuchen mag, was unbeschreiblich ist. Faßt man nun diesen Erkenntnisgegenstand ausschließlich ins Auge, so stellt sich die eben aufgeworfene Frage nach der Wissenschaft vom Gegenstande fürs erste in wenig günstigem Lichte dar. Eine Wissenschaft vom Gegenstande des Erkennens: besagt dies denn mehr als die Forderung, das, was als Gegenstand des Erkennens eben bereits erkannt ist, nun zum Gegenstande einer Wissenschaft, somit ein zweites Mal zum Gegenstande des Erkennens zu machen? Anders ausgedrückt: wird da nicht nach einer Wissenschaft gefragt, die entweder durch die Gesamtheit der Wissenschaften ausgemacht wird, oder noch einmal zu leisten hätte, was die sämtlichen anerkannten Wissenschaften zusammen ohnehin leisten?

Man wird sich zu hüten haben, auf solche Erwägungen hin den Gedanken einer allgemeinen Wissenschaft neben den Sonderwis-

senschaften für wirklich ungereimt zu halten. Was den Besten aller Zeiten als letztes und vor allem würdiges Ziel ihres Wissenstriebes vorgeschwebt hat, jenes Erfassen des Weltganzen nach seinem Wesen und seinen letzten Gründen, das kann doch nur Sache einer umfassenden Wissenschaft sein *neben* den Einzelwissenschaften. Wirklich hat man sich unter dem Namen der Metaphysik auch nichts anderes gedacht als eine solche Wissenschaft: und sollten der getäuschten Hoffnungen, die sich an diesen Namen geknüpft haben und knüpfen werden, noch so viele sein, es ist nur unser intellektuelles Unvermögen und nicht die Idee dieser Wissenschaft, was daran die Schuld trägt. Darf man daraufhin aber etwa so weit gehen, kurzweg die Metaphysik als diejenige Wissenschaft anzusprechen, die die Bearbeitung des Gegenstandes als solchen resp. der Gegenstände in ihrer Gesamtheit zu ihrer natürlichen Aufgabe hat?

Wenn man der Tatsache eingedenk ist, wie die Metaphysik von jeher darauf bedacht war, Fernstes wie Nächstes, Größtes wie Kleinstes in den Bereich ihrer Aufstellungen einzubeziehen, dann könnte es immerhin befremden, daß die Metaphysik die eben formulierte Aufgabe deshalb nicht auf sich nehmen kann, weil sie trotz der für ihre Erfolge oft so verhängnisvoll gewordenen Universalität ihrer Intentionen für eine Wissenschaft vom Gegenstande immer noch weitaus nicht universell genug intentioniert ist. Metaphysik hat es ohne Zweifel mit der Gesamtheit dessen zu tun, was existiert. Aber die Gesamtheit dessen, was existiert, mit Einschluß dessen, was existiert hat und existieren wird, ist unendlich klein im Vergleiche mit der Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände; und daß man dies so leicht unbeachtet läßt, hat wohl darin seinen Grund, daß das besonders lebhafte Interesse am Wirklichen, das in unserer Natur liegt, die Übertreibung begünstigt, das Nichtwirkliche als ein bloßes Nichts, genauer als etwas zu behandeln, an dem das Erkennen entweder gar keine oder doch keine würdigen Angriffspunkte fände.

Wie wenig eine solche Meinung im Rechte ist, darüber orientieren wohl am leichtesten ideale Gegenstände,³ die zwar bestehen, in

³ Über den Sinn, in dem ich den sprachgebräuchlich leider mehrdeutigen Ausdruck »ideal« meine anwenden zu sollen, vgl. meine Ausführungen »Über Gegenstände höherer Ordnung etc.«, Zeitschrift für Psychologie Bd. XXI, S. 198.

keinem Falle aber existieren, daher auch in keinem Sinne wirklich sein können. Gleichheit oder Verschiedenheit sind z. B. Gegenstände dieser Art: vielleicht bestehen sie unter diesen oder jenen Umständen zwischen Wirklichkeiten; aber sie sind nicht selbst ein Stück Wirklichkeit. Daß jedoch Vorstellen so gut wie Annehmen und Urteilen sich mit diesen Gegenständen beschäftigt und oft Grund hat, sich sehr eingehend damit zu beschäftigen, steht natürlich außer Frage. Auch die Zahl existiert nicht neben dem Gezählten noch einmal, falls letzteres nämlich existiert; man erkennt das deutlich daran, daß man auch zählen kann, was nicht existiert. Desgleichen existiert der Zusammenhang nicht neben dem Zusammenhängenden, falls dieses letztere nämlich existiert: daß dies aber auch seinerseits gar nicht unerläßlich ist, das beweist etwa der Zusammenhang zwischen der Gleichseitigkeit und der Gleichwinkeligkeit beim Dreiecke. Überdies verbindet die Zusammenhangsrelation auch dort, wo es sich um Existierendes handelt, wie etwa Luftbeschaffenheit und Thermometer- oder Barometerstand, zunächst nicht so sehr diese Wirklichkeiten selbst als vielmehr deren Sein oder wohl auch Nichtsein. Beim Erkennen solchen Zusammenhanges hat man es also bereits mit jenem eigentümlichen Gegenstandartigen zu tun, von dem ich gezeigt zu haben hoffe,⁴ daß es den Urteilen und Annahmen in ähnlicher Weise gegenübersteht wie der eigentliche Gegenstand den Vorstellungen. Ich habe dafür den Namen »Objektiv« vorgeschlagen und dargetan, daß dieses Objektiv selbst wieder in die Funktionen eines eigentlichen Objektes eintreten, insbesondere Gegenstand einer neuerlichen, ihm wie einem Objekte zugewandten Beurteilung wie sonstiger intellektueller Operationen werden kann. Wenn ich sage: »es ist wahr, daß es Antipoden gibt«, so sind es nicht die Antipoden, denen die Wahrheit zugeschrieben wird, sondern das Objektiv, »daß es Antipoden gibt«. Diese Existenz der Antipoden aber ist eine Tatsache, von der jedermann sofort einsieht, daß sie zwar sehr wohl bestehen, aber nicht ihrerseits sozusagen noch einmal existieren kann. Das gilt dann aber auch von allen übrigen Objektiven, so daß jede Erkenntnis, die ein Objek-

⁴ »Über Annahmen«, Kap. VII.

tiv zum Gegenstande hat, zugleich einen Fall von Erkenntnis eines Nichtexistierenden repräsentiert.

Was hier vorerst nur an vereinzelten Beispielen dargelegt worden ist, dafür zeugt nun eine ganze hoch-, ja höchstentwickelte Wissenschaft: die Mathematik. Wirklichkeitsfremd in dem Sinne, als ob sie mit dem, was existiert, nichts zu schaffen hätte, wird man die Mathematik sicher nicht nennen wollen: es ist ja unverkennbar, eine wie weite Anwendungssphäre ihr im praktischen Leben nicht minder als in der theoretischen Bearbeitung des Wirklichen gesichert ist. Dennoch handelt rein mathematische Erkenntnis in keinem einzigen Falle von etwas, dem es wesentlich wäre, wirklich zu sein. Nirgends ist das Sein, mit dem die Mathematik als solche sich zu befassen hat, Existenz; nirgends geht sie in dieser Hinsicht über Bestand hinaus: existiert doch eine gerade Linie so wenig wie ein rechter Winkel, ein regelmäßiges Polygon so wenig als ein Kreis. Daß aber der mathematische Sprachgebrauch unter Umständen Existenz ganz ausdrücklich in Anspruch nimmt,⁵ kann doch nur für eine Besonderheit eben dieses Sprachgebrauches gelten, und kein Mathematiker dürfte anstehen, einzuräumen, daß, was er von den seiner theoretischen Bearbeitung zu unterwerfenden Objekten unter dem Namen der »Existenz« fordert, am Ende doch nichts anderes ist, als was man sonst »Möglichkeit« zu nennen pflegt, immerhin vielleicht mit einer sehr beachtenswerten positiven Wendung dieses gemeinhin bloß negativ charakterisierten Begriffes.

Zusammen mit dem oben berührten Vorurteil zugunsten der Wirklichkeitserkenntnis läßt diese prinzipielle Unabhängigkeit der Mathematik von der Existenz eine Tatsache verstehen, die ohne Berücksichtigung dieser Momente billig befremden könnte. Versuche, die auf eine Systematik der Gesamtheit der Wissenschaften abzielen, finden sich der Mathematik gegenüber zumeist in einer Verlegenheit, aus der dann mehr oder minder künstliche Auskunftsmittel mit mehr oder weniger Glück heraushelfen müssen. Das steht im Grunde in auffallendem Gegensatz zu der Anerkennung, man darf

⁵ Vgl. K. Zindler, Beiträge zur Theorie der mathematischen Erkenntnis, Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos. hist. Kl. Bd. CXVIII, 1889, S. 33, auch 53f.

geradezu sagen Popularität, die sich die Mathematik durch ihre Leistungen selbst in Laienkreisen erworben hat. Aber die Einordnung alles Wissens in Natur- und Geisteswissenschaft trägt unter dem Scheine einer vollständigen Disjunktion eben nur demjenigen Wissen Rechnung, das es mit der Wirklichkeit zu tun hat: es ist also näher besehen gar nicht zu wundern, daß die Mathematik dabei nicht zu ihrem Rechte gelangt.

§ 3. Sosein und Nichtsein

Es unterliegt also keinem Zweifel: was Gegenstand des Erkennens sein soll, muß darum noch keineswegs existieren. Indes könnten die bisherigen Ausführungen immer noch der Vermutung Raum geben, die Existenz *könne* nicht nur durch den Bestand ersetzt werden, sondern *müsse* es auch, wo keine Existenz vorliegt. Aber auch diese Einschränkung ist unstatthaft. Das lehrt ein Blick auf die beiden eigentümlichen Leistungen des Urteilens und Annehmens, die ich durch die Gegenüberstellung der »thetischen und synthetischen Funktion« des Denkens⁶ festzuhalten versucht habe. Im ersteren Falle erfaßt das Denken ein Sein, im zweiten ein »Sosein«, jedesmal natürlich ein Objektiv, das ganz verständlich dort als Seinsobjektiv, hier als Soseinsobjektiv bezeichnet werden mag. Nun entspräche es gar wohl dem eben berührten Vorurteile zugunsten der Existenz, zu behaupten, daß von einem Sosein jedesmal nur unter Voraussetzung eines Seins geredet werden dürfte. In der Tat hätte es nicht viel Sinn, ein Haus groß oder klein, eine Gegend fruchtbar oder unfruchtbar zu nennen, ehe man wüßte, daß das Haus oder das Land existiert, existiert hat oder existieren wird. Aber die nämliche Wissenschaft, der wir oben die zahlreichsten Instanzen gegen jenes Vorurteil entnehmen konnten, läßt auch besonders deutlich die Unhaltbarkeit eines solchen Prinzips erkennen: die Figuren, von denen die Geometrie handelt, existieren nicht, wie wir wissen; dennoch sind ihre Eigenschaften, also wohl ihr Sosein, festzustellen. Ohne Zweifel wird auf dem Gebiete des bloß a posteriorio-

⁶ »Über Annahmen«, S. 142 ff.

ri Erkennbaren eine Soseinsbehauptung sich gar nicht legitimieren können, wenn sie nicht auf Wissen von einem Sein gegründet ist: und ebenso sicher mag dem Sosein, das nicht ein Sein gleichsam hinter sich hat, oft genug alles natürliche Interesse fehlen. Das alles ändert nichts an der Tatsache, daß das Sosein eines Gegenstandes durch dessen Nichtsein sozusagen nicht mitbetroffen ist. Die Tatsache ist wichtig genug, um sie ausdrücklich als das Prinzip der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein zu formulieren,⁷ und der Geltungsbereich dieses Prinzips erhellt am besten im Hinblick auf den Umstand, daß diesem Prinzipie nicht nur Gegenstände unterstehen, die eben faktisch nicht existieren, sondern auch solche, die nicht existieren können, weil sie unmöglich sind. Nicht nur der vielberufene goldene Berg ist von Gold, sondern auch das runde Viereck ist so gewiß rund als es viereckig ist. Einsichten von wirklichem Belang wird man ja freilich in betreff solcher Gegenstände nur ausnahmsweise zu verzeichnen haben: gleichwohl dürfte auch von hier einiges Licht auf Gebiete fallen, die des Erkenntwerdens in vorzüglichem Maße würdig sind.

Lehrreicher jedoch als der Hinweis auf derlei dem natürlichen Denken immerhin schon ziemlich fremdartige Dinge ist die Erinnerung an die triviale, den Bereich des Seinsobjektivs noch nicht überschreitende Tatsache, daß ein beliebiges Nichtseiendes den Gegenstand mindestens für solche Urteile abzugeben imstande sein muß, die dieses Nichtsein erfassen. Es ist dabei ganz unwesentlich, ob dieses Nichtsein ein notwendiges oder bloß tatsächliches ist, — nicht minder, ob im ersteren Falle die Notwendigkeit dem Wesen des Gegenstandes oder ob sie Momenten entspringt, die dem betreffenden Gegenstande äußerlich sind. Um zu erkennen, daß es kein rundes Viereck gibt, muß ich eben über das runde Viereck urteilen. Wenn Physik, Physiologie und Psychologie übereinstimmend die sogenannte Idealität der sensiblen Qualitäten behaupten, so ist damit implicite sowohl über die Farbe wie über den Ton etwas ausgesagt, nämlich, daß es streng genommen jene so wenig gibt

⁷ Zuerst ausgesprochen von E. Mally in seiner durch den Wartingerpreis 1903 gekrönten Abhandlung, die völlig umgearbeitet in Nr. III dieser Untersuchungen vorliegt. Vgl. daselbst Kap. I, § 3.

wie diesen. Wer paradoxe Ausdrucksweise liebt, könnte also ganz wohl sagen: es gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt; und die aller Welt so geläufige Tatsache, die damit gemeint ist, wirft ein so helles Licht auf das Verhältnis der Gegenstände zur Wirklichkeit resp. zum Sein überhaupt, daß ein etwas näheres Eingehen auf die auch an sich fundamental wichtige Sache ganz und gar in den gegenwärtigen Zusammenhang gehört.

§ 4. Das Außersein des reinen Gegenstandes

Das Paradoxon, das hier wirklich vorzuliegen scheint, zu beseitigen, dazu bietet sich der Rekurs auf gewisse psychische Erlebnisse ziemlich natürlich dar, und ich habe das Wesentlichste des Hierhergehörigen darzulegen versucht.⁸ Demgemäß wäre, wenn man sich z. B. die eben erwähnte Subjektivität der sensiblen Qualitäten gegenwärtig hält, vom Gegenstande etwa der Blauvorstellung nur im Sinne einer Fähigkeit dieser Vorstellung zu reden, der die Wirklichkeit sozusagen die Gelegenheit vorenthält, sich zu betätigen. Vom Standpunkte der Vorstellung besehen, scheint mir auch jetzt noch damit etwas ganz Wesentliches getroffen: aber ich kann mir heute nicht verhehlen, daß der Gegenstand, um nicht zu existieren, das Vorgestelltwerden womöglich noch weniger nötig hat, als um zu existieren, und daß selbst, sofern er darauf angewiesen wäre, aus dem Vorgestelltwerden doch höchstens eine Existenz — die »Existenz in der Vorstellung«, also genauer die »Pseudoexistenz«⁹ — resultieren könnte. Genauer ausgedrückt: wenn ich behauptete, »Blau existiert nicht«, so denke ich dabei in keiner Weise an eine Vorstellung und deren etwaige Fähigkeiten, sondern eben an Blau. Es ist, als ob das Blau erst einmal sein müßte, damit man die Frage nach seinem Sein oder Nichtsein überhaupt aufwerfen könne. Um aber nicht neuerlich in Paradoxien oder wirkliche Ungereimtheiten zu verfallen, mag etwa die Wendung gestattet sein: Blau und ebenso jeder andere Gegenstand ist unserer Entscheidung über dessen Sein

⁸ »Über Annahmen«, S. 98 ff.

⁹ Vgl. »Über Gegenstände höherer Ordnung etc.« a. a. O. S. 186 f.

oder Nichtsein in gewisser Weise vorgegeben, in einer Weise, die auch dem Nichtsein nicht präjudiziert. Von der psychologischen Seite könnte man die Sachlage auch so beschreiben: soll ich in betreff eines Gegenstandes urteilen können, daß er nicht ist, so scheine ich den Gegenstand gewissermaßen erst einmal ergreifen zu müssen, um das Nichtsein von ihm aussagen, genauer es ihm zuurteilen, oder es ihm aburteilen zu können.

Man könnte hoffen, diesem trotz seiner Alltäglichkeit doch, wie man sieht, ganz eigenartigen Sachverhalte mit etwas mehr theoretischer Strenge durch folgende Erwägung gerecht zu werden. Daß ein gewisses A nicht ist, kürzer das Nichtsein des A ist, wie ich an anderem Orte dargelegt habe,¹⁰ ganz ebensogut ein Objektiv, wie das Sein des A: und so gewiß ich berechtigt bin zu behaupten, daß A nicht ist, so gewiß kommt dem Objektiv »Nichtsein des A« selbst ein Sein (genauer, wie oben berührt, ein Bestand) zu. Nun steht das Objektiv, gleichviel ob Seins- oder Nichtseinsobjektiv, seinem Objekte doch, wenn auch *cum grano salis*, ähnlich gegenüber wie das Ganze dem Teile. Ist aber das Ganze, so wird wohl auch der Teil sein müssen, was, auf den Fall des Objektivs übertragen, zu besagen scheint: ist das Objektiv, so wird auch das zugehörige Objekt in irgend einem Sinne sein müssen, selbst für den Fall, daß jenes Objektiv ein Nichtseinsobjektiv ist. Da aber ferner das Objektiv gerade verbietet, unser A für seiend zu nehmen, wobei, wie wir sahen, das Sein unter Umständen nicht nur im Sinne von Existenz sondern auch im Sinne von Bestand zu nehmen sein kann, so scheint die oben aus dem Sein des Nichtseinsobjektivs erschlossene Forderung eines Seins des Objektes nur insofern Sinn zu haben, als es sich dabei um ein Sein handelt, das weder Existenz noch Bestand ist, wohl also nur insofern, als den beiden, wenn man so sagen darf, Stufen des Seins, der Existenz und dem Bestand, noch eine Art dritter Stufe beizuordnen ist. Dieses Sein müßte dann jedem Gegenstande als solchem zukommen: ein Nichtsein derselben Art dürfte ihm also nicht gegenüberstehen; denn ein Nichtsein auch in diesem neuen Sinne müßte sofort wieder die analogen Schwierigkeiten im Gefolge haben, wie sie das Nichtsein im gewöhnli-

¹⁰ »Über Annahmen«, Kap. VII.

chen Sinne mit sich führt und zu deren Beseitigung ja die neue Konzeption in erster Linie zu dienen hätte. Mir hat darum für dieses immerhin etwas ungewöhnlich beschaffene Sein der Terminus »Quasisein« eine Weile ein ganz brauchbarer Ausdruck geschiene.

Was aber zunächst diese Benennung anbelangt, so hätte sie zusammen mit schon länger bewährten Bezeichnungen wie »Pseudoeexistenz« und »Quasitransszendenz«¹¹ sicher die Gefahr gegen sich, zu Verwirrungen Anlaß zu geben. Wichtiger sind indes sachliche Erwägungen. Ein Sein, dem prinzipiell kein Nichtsein gegenüberstände, wird man das überhaupt noch ein Sein nennen können? Dazu ein Sein, das weder Existenz noch Bestand sein soll, — nirgends sonst, soviel sich hier urteilen läßt, findet sich Anlaß zu einem derartigen Postulat: wird man da nicht darauf bedacht sein müssen, es auch in unserer Sache, wo möglich, zu vermeiden? Was dazu hinzudrängen schien, war ein freilich sicherlich gut beobachtetes Erlebnis: A muß mir, wie wir sahen, irgendwie »gegeben« sein, wenn ich sein Nichtsein erfassen soll. Dies leistet aber, wie ich bereits an anderem Orte dargetan habe,¹² eine Annahme affirmativer Qualität: um A zu negieren, muß ich vorerst das Sein des A annehmen. Damit nehme ich freilich auf ein gewissermaßen vorgegebenes Sein des A Bezug; aber es liegt ja im Wesen der Annahme, daß sie sich auf ein Sein richtet, das selbst nicht zu sein braucht.

So böte sich also am Ende doch die ohne Zweifel sehr beruhigende Aussicht, jenes wunderliche Sein des Nichtseienden für ebenso absurd nehmen zu dürfen als es klingt, schiene nicht das seiende Objektiv auf alle Fälle ein seiendes Objekt zu verlangen. Inzwischen beruht diese Forderung nur auf der Analogie zum Verhalten des Teiles zum Ganzen: das Objektiv wird dabei als eine Art Komplex, das zugehörige Objekt als eine Art Bestandteil behandelt. Das mag in mancher Hinsicht unserem zur Zeit noch so überaus mangelhaften Einblicke in das Wesen des Objektivs ganz gemäß sein: daß aber die Analogie doch nur ein erster Verlegenheitsbehelf ist, und daß man kein Recht hätte, sie auch nur einigermaßen streng

¹¹ »Über Annahmen«, S. 95.

¹² A. a. O. S. 105 ff.

zu nehmen, wird niemand verkennen. Statt also auf Grund einer fragwürdigen Analogie aus dem Sein des Objektivs ein Sein seines Objektes auch für den Fall abzuleiten, wo jenes Objektiv ein Nichtseinsobjektiv ist, wird man sich besser aus den Tatsachen, die uns beschäftigen, darüber belehren lassen, daß jene Analogie für Nichtseinsobjektive eben nicht gilt, d. h. also, daß das Sein des Objektivs keineswegs allgemein auf das Sein seines Objektes angewiesen ist.

Es ist das eine Position, die nun ohne weiteres auch für sich selbst spricht: ist der ganze Gegensatz von Sein und Nichtsein erst Sache des Objektivs und nicht des Objektes, dann ist es ja im Grunde ganz selbstverständlich, daß im Gegenstande für sich weder Sein noch Nichtsein wesentlich gelegen sein kann. Das besagt natürlich nicht, daß irgendein Gegenstand einmal weder sein noch nicht sein könnte. Ebensowenig ist damit behauptet, daß es der Natur eines jeden Gegenstandes gegenüber rein zufällig sein müßte, ob er ist oder nicht ist: ein absurder Gegenstand wie das runde Viereck trägt die Gewähr seines Nichtseins in jedem Sinne, ein idealer Gegenstand wie Verschiedenheit die seiner Nichtexistenz in sich. Wohl aber könnte, wer den Anschluß an berühmt gewordene Muster suchte, das, was sich uns oben ergeben hat, etwa zu der Behauptung formulieren, der Gegenstand als solcher, ohne Rücksicht auf gelegentliche Besonderheiten oder auf den jederzeit gegebenen Objektivbeisatz, man könnte vielleicht sagen: der reine Gegenstand stehe »jenseits von Sein und Nichtsein«. Minder ansprechend oder auch minder anspruchsvoll, dafür aber meines Erachtens sonst geeigneter, ließe sich dasselbe auch etwa so aussprechen: der Gegenstand ist von Natur außerseiend, obwohl von seinen beiden Seinsobjektiven, seinem Sein und seinem Nichtsein, jedenfalls eines besteht.

Was man sonach passend den Satz vom Außersein des reinen Gegenstandes nennen könnte, beseitigt nun endgültig den Schein des Paradoxen, der zur Aufstellung dieses Satzes den nächsten Anlaß gegeben hat. Daß sozusagen um nichts mehr dazu gehört, an einem Gegenstande sein Nichtsein zu erfassen als sein Sein, das ist ohne weiteres verständlich, sobald man erkannt hat, daß, von Besonderheiten abgesehen, Sein wie Nichtsein dem Gegenstande gleich äußerlich ist. Eine willkommene Ergänzung hierzu stellt nun das oben erwähnte Prinzip von der Unabhängigkeit des Soseins vom

Sein dar: es sagt uns, daß dasjenige, was dem Gegenstande in keiner Weise äußerlich ist, vielmehr sein eigentliches Wesen ausmacht, in seinem Sosein besteht, das dem Gegenstande anhaftet, mag er sein oder nicht sein. Endlich sind wir eigentlich erst jetzt in der Lage, dem gegenüber ausreichend klar zu sehen, was uns oben als das Vorurteil zugunsten der Existenz oder doch des Seins aller möglichen Erkenntnisgegenstände entgegengetreten ist. Sein ist eben nicht die Voraussetzung, unter der das Erkennen gleichsam erst einen Angriffspunkt fände, sondern es ist selbst schon ein solcher Angriffspunkt. Ein eben so guter ist dann aber auch Nichtsein. Überdies findet das Erkennen bereits im Sosein eines jeden Gegenstandes ein Betätigungsfeld, das es sich durchaus nicht erst durch Beantwortung der Frage nach Sein oder Nichtsein oder gar durch deren affirmative Beantwortung zugänglich zu machen nötig hat.

§ 5. Gegenstandstheorie als Psychologie

Wir wissen nunmehr, wie wenig die Gesamtheit der Gegenstände des Erkennens durch die Gesamtheit des Existierenden oder selbst des Seienden ausgemacht wird, und wie wenig darum eine noch so allgemeine Wissenschaft vom Wirklichen oder auch vom Seienden überhaupt als die Wissenschaft von den Erkenntnisgegenständen schlechthin angesehen werden könnte. Dabei war nun aber in den letzten Paragraphen eben immer nur von Gegenständen des Erkennens die Rede, indes doch schon die an den Anfang dieser Ausführungen gestellte Frage davon hatte Akt nehmen müssen, daß nicht nur das Erkennen, sondern jedes Urteilen und Vorstellen seinen Gegenstand habe, von der Gegenständlichkeit außerintellektueller Erlebnisse nun gar nicht noch einmal zu reden. Diese umfassende, ja, wie bereits einmal flüchtig berührt, vielleicht geradezu charakterisierende Bedeutung der Gegenständlichkeit für das psychische Leben kann nun den Gedanken nahe legen, wir hätten uns oben durch ausschließliche Berücksichtigung des Erkennens auf einen leicht vermeidlichen Abweg führen lassen, indem doch natürlichst diejenige Wissenschaft sich mit den Gegenständen als solchen werde zu beschäftigen haben, deren Pflicht es ist, von jener

Gegenständlichkeit zu handeln, eine Aufgabe, die dem eben wieder Berührten gemäß ja doch nur der Psychologie zu fallen zu können scheint.

Es wird vor allem jedenfalls eingeräumt werden müssen, daß der gegenwärtige Betrieb der Psychologie einer solchen Auffassung durchaus nicht in jeder Hinsicht entgegen ist. Es gibt ja z. B. eine Tonpsychologie nicht minder als eine Farbenpsychologie, die es keineswegs für ihre unwichtigste Aufgabe hält, die Mannigfaltigkeit der dem betreffenden Sinnesgebiete zugehörigen Gegenstände zu ordnen und auf ihre sonstige Eigenart zu untersuchen.¹³ Auch ist es ganz natürlich, daß die Wissenschaft von den psychischen Tatsachen die eigentümlichen Leistungen des Psychischen und insbesondere des Intellektuellen mit in Untersuchung zieht. Es wäre eine seltsame Psychologie des Urteils, die von dessen Fähigkeit keine Notiz nähme, unter ausreichend günstigen Umständen gleichsam über sich hinauszugreifen, sich in gewisser Weise der Wirklichkeit zu bemächtigen. Und gibt es außer der Wirklichkeit noch anderes, von dem sich Kenntnis nehmen läßt und von dem wir mit Hilfe gewisser intellektueller Operationen Kenntnis zu nehmen imstande sind, so wird die Psychologie sicher nicht unterlassen dürfen, unter Einem mit dieser Fähigkeit jenes Außerwirkliche mit in Betracht zu ziehen, dem die diese Fähigkeit charakterisierenden Leistungen zugewandt sind.

Insofern also finden die Gegenstände des Urteilens, Annehmens und Vorstellens, ebenso die des Fühlens und Begehrens ohne Zweifel Eingang in die Psychologie: aber jedermann merkt sofort, daß dabei diese Wissenschaft auf die Gegenstände nicht um ihrer selbst willen Bedacht nimmt. Für die Praxis innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftsbetriebes mag freilich oft genug recht nebensächlich sein, was beabsichtigter Haupterfolg, was fast nur per accidens mitgenommener Nebenerfolg ist: der Altertumskunde z. B. ist es sicherlich bestens zustatten gekommen, daß die Erfordernisse der Textinterpretation die Philologen so oft auf die »Realien« hinwie-

¹³ Vgl. einiges Nähere in meinen »Bemerkungen über den Farbenkörper und das Mischungsgesetz«, Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. XXXIII, S. 3 ff.

sen. Dennoch denkt niemand daran, klassische Altertumskunde für klassische Philologie zu erklären, welch letztere sonst leicht Anspruch auf die verschiedensten Disziplinen erheben könnte, wie ja tatsächlich die Beschäftigung mit den alten Sprachen den Ausgangspunkt für den verschiedenartigsten Wissenschaftsbetrieb abgegeben hat. Ähnlich könnte auch psychologische Forschung für Nachbargebiete Früchte tragen, zumal sofern diese zu Wissenschaften gehören, die entweder minder entwickelt sind wie die Psychologie oder wohl gar eine förmliche Anerkennung als Sonderwissenschaften noch gar nicht gefunden haben. Daß sich solches in betreff der theoretischen Bearbeitung der Gegenstände wirklich zugetragen hat, beweist vielleicht nichts deutlicher als das oben bereits erwähnte Beispiel der Farben, bei denen ohne Zweifel erst die Erforschung des psychologischen Sachverhaltes auf die des gegenständlichen, der Farbenkörper auf den Farbenraum hingeführt hat.¹⁴ Wie wenig man gleichwohl die Psychologie für die eigentliche Wissenschaft von den Gegenständen gelten lassen dürfte, ergibt der Hinweis auf die eben schon herangezogene Sprachwissenschaft noch in einer anderen Hinsicht. Auch diese hat es ja in den Wort- und Satzbedeutungen ganz obligatorisch mit Gegenständen zu tun¹⁵, und die Grammatik hat dem theoretischen Erfassen der Gegenstände wirklich in ganz grundlegender Weise vorgearbeitet. So ist in der Tat nicht abzusehen, unter welchem Gesichtspunkte in dieser Sache der Psychologie ein Vorrecht einzuräumen wäre: vielmehr erkennt man deutlich, wie eben keine der beiden Disziplinen die gesuchte Wissenschaft von den Gegenständen sein kann.

Es müßte aber wirklich auch mit seltsamen Dingen zugehen, wenn, nachdem sich die Gesamtheit der Wissenschaften vom Seienden einschließlich der Wissenschaft von der Gesamtheit des Wirklichen dazu als unzureichend erwiesen hat, nun doch eine dieser Wissenschaften sozusagen unversehens die Eignung zeigte, die Gesamtheit der Gegenstände zu umfassen. Man kann zudem genau angeben, welcher Ausschnitt aus dieser Gesamtheit allein und zwar

¹⁴ Vgl. a. a. O. S. 11ff.

¹⁵ Vgl. »Über Annahmen«, S. 271 ff.

günstigsten Falles die Psychologie zu beschäftigen vermag. Nur für solche Gegenstände kann sich die Psychologie interessieren, auf die irgendein psychisches Geschehen wirklich gerichtet ist; kürzer könnte man vielleicht sagen: nur für solche, die tatsächlich vorgestellt werden, deren Vorstellungen also existieren, die sonach selbst wenigstens »in unserer Vorstellung existieren«, richtiger pseudo-existieren.¹⁶ Darum war oben der Farbenkörper, als der Inbegriff aller Farben, die in der Empfindung und Einbildung des Menschen wirklich vorkommen, als Angelegenheit der Psychologie zu bezeichnen, und auch er nicht mit strenger Genauigkeit, da diese Gesamtheit so wenig, als sonst je eine Punktmenge, ein Kontinuum wirklich auszumachen vermag, soweit nicht etwa Veränderungsvorgänge dabei zu Hilfe kommen.¹⁷ Dagegen ist die Konzeption des Farbenraumes *nur* auf die Natur der einschlägigen Gegenstände gegründet, also ganz unpsychologisch, aber zweifellos gegenstandstheoretisch, und man spürt vielleicht an dem Beispiel ganz unmittelbar, ohne Zuhilfenahme besonderer Erwägungen die prinzipielle Verschiedenheit des im einen und im anderen Falle eingenommenen Standpunktes.

Nur *ein* Gedanke könnte etwa noch geeignet scheinen, den Eindruck völliger Verschiedenheit zu verwischen, mindestens so viel glaublich zu machen, daß es entgegen der eben in betreff der Farben vertretenen Auffassung genau besehen doch keinen Gegenstand geben könne, der nicht ganz unvermeidlich auch als Vorstellungsgegenstand mit vor das Forum der Psychologie gehöre. Auf welchem Wege immer, so könnte man meinen, wir auch dazu gelangt sein mögen, den betreffenden Gegenstand der theoretischen Bearbeitung zuzuführen, wir müssen ihn am Ende doch erfaßt, also zunächst wohl vorgestellt haben: damit ist er aber in die Reihe jener pseudoexistierenden Gegenstände getreten, die auch die Psychologie angehen. Denke ich also an ein Weiß, das heller ist, als je ein menschliches Auge eines gesehen hat oder sehen wird, so ist dieses Weiß trotzdem ein vorgestelltes Weiß, und nie könnte sich insofern

¹⁶ »Über Gegenstände höherer Ordnung etc.«, a. a. O. S. 186f.

¹⁷ Vgl. E. Mally in der dritten der gegenwärtigen Untersuchungen. Kap. I § 15, Kap. III § 10, Kap. IV § 25.

eine wie immer beschaffene Theorie auf ein Unvorgestelltes beziehen.

Der Gedanke erinnert einigermaßen an das seltsamerweise immer noch nicht ganz vergessene Argument der »Idealisten«, daß »esse«, wenn auch nicht gerade »percipi«, so doch jedenfalls »cogitari« deshalb sein müsse, weil niemand ein »esse« denken kann, ohne — es zu denken. Und jedenfalls dürfte die Wirkung solcher Erwägungen ihrer Absicht eher entgegen als gemäß sein. Ist nämlich etwa das erwähnte Ultraweiß einmal durch eine darauf gerichtete Konzeption in den Bereich theoretischen Nachdenkens einbezogen, dann *könnte* aus dem so neu ins Leben getretenen psychischen Geschehnis für die Psychologie gar wohl neue Arbeit erwachsen. Unerlässlich ist es freilich keineswegs: gerade im Falle des vorliegenden Beispielen ist es kaum zu erwarten, da es verwandter Konzeptionen auch sonst schon die Fülle gibt. Aber die Möglichkeit ist sicher ins Auge zu fassen; und ist sie einmal wirklich realisiert, dann wird gerade besonders deutlich, wie wenig etwa die Konzeption des Ultraweiß schon selbst Psychologie ist. Die Gegenstandstheorie hat durch diese Konzeption ihre Arbeit gewissermaßen bereits getan, die Psychologie aber hat daraufhin die ihre eventuell erst zu tun; und da wäre es doch seltsam genug, die getane Arbeit um der erst zu tuenden willen schon für eine psychologische zu nehmen.

§ 6. Gegenstandstheorie als Theorie der Erkenntnisgegenstände

Was sonach die Psychologie in keiner Weise zu leisten vermag, möchte mit weit besseren Aussichten dort zu suchen sein, wo Tatsachen untersucht werden, an deren Charakteristik dem Gegenstande ein konstitutiver Anteil zukommt. Nach Früherem kann nicht wohl zweifelhaft sein, daß im Erkennen Tatsachen dieser Art vorliegen. Erkennen ist ein Urteilen, das nicht etwa bloß zufällig, sondern seiner Natur nach, sozusagen von innen heraus wahr ist: wahr aber ist ein Urteil, nicht zwar sofern es einen existierenden oder auch nur einen seienden Gegenstand hat, wohl aber, sofern es ein seiendes Objektiv erfaßt. Daß es schwarze Schwäne gibt, ein Perpetuum mobile aber nicht, ist beides wahr, obwohl es sich einmal um

einen existierenden, das andere Mal um einen nichtexistierenden Gegenstand handelt: dort besteht eben das Sein, hier das Nichtsein des betreffenden Gegenstandes. An das Sein dieser Objektive ist die Wahrheit jedesmal gebunden und wird dadurch teilweise ausgemacht. Das Urteil wäre ja nicht wahr, wenn das betreffende Objektiv nicht wäre. Das Urteil wäre auch nicht wahr, wenn es anders beschaffen wäre, als es ist, und deshalb mit den Tatsachen gleichsam nicht zusammenstimmt. Das Zusammentreffen dieses subjektiven und jenes objektiven Erfordernisses kann dabei ein ganz und gar zufälliges sein: so etwa, wenn man aus falschen Prämissen eine wahre Konklusion zieht.

Solche Zufälligkeit oder Äußerlichkeit ist nun freilich dem Verhältnis zwischen Erkennen und Erkanntem fremd: hier liegt es in der Natur des Urteils, daß dieses nicht sozusagen neben dem zu Erkennenden vorbei trifft, und diese Eigenart des Erkennens kommt vor dem Forum der Psychologie in dem zur Geltung, was man als Evidenz kennt. Aber das evidente Urteil macht für sich die Tatsache des Erkennens nicht aus: wesentlich ist das Erfassen des Objektes resp. des Objektivs, wozu das Sein des letzteren unerlässlich ist. In dieser Hinsicht steht das Erkennen dem sozusagen per accidens wahr Urteilen völlig gleich, und eben deshalb konnte bereits im Anfange der gegenwärtigen Darlegungen das Erkennen als Doppeltatsache bezeichnet werden. Wer dieser Doppeltatsache aber wissenschaftlich näher kommen will, darf sich dann nicht auf deren psychologischen Aspekt beschränken, muß vielmehr auch die zweite Seite, d. i. die seienden Objektive und die in diese implizierten Objekte ganz ausdrücklich als einen Teil der ihm gestellten Aufgabe in Betracht ziehen.

Wir gelangen damit in betreff unserer Hauptfrage einigermaßen auf einen Standpunkt zurück, den wir eben erst im vorigen Paragraphen unter Berufung darauf verlassen haben, daß nicht bloß dem Erkennen Gegenstände eignen, sondern auch falschen Urteilen, Vorstellungen und ganz außerintellektuellen psychischen Betätigungen. Sind wir nun eben zum Ergebnis gelangt, daß die Lehre von den Gegenständen doch wohl natürlichst im Zusammenhange mit der wissenschaftlichen Bearbeitung des Erkennens anzutreffen sein möchte, so liegt nun die Frage nahe, ob durch die Beschränkung

auf das Erkennen resp. den Ausschluß der übrigen psychischen Geschehnisse nicht eben doch auch ein Teil der Gegenstände ausgeschieden und so die Allgemeinheit aufgeben sei, auf die bei Bearbeitung der Gegenstände als solcher doch nicht wohl verzichtet werden könnte.

Inzwischen ist dieses Bedenken unbegründet. Um dies einzusehen, muß man sich vor allem auf einen charakteristischen Unterschied besinnen, der zwischen Psychologie und Wissenschaft vom Erkennen besteht. Es versteht sich von selbst, daß die Psychologie nur mit den wirklichen psychischen Geschehnissen zu tun hat und nicht mit den bloß möglichen. Eine Wissenschaft vom Erkennen wird sich ähnliche Schranken nicht setzen dürfen, schon weil Wissen als solches Wert hat, so daß hier etwas das nicht ist, aber sein könnte, die Aufmerksamkeit als Desiderat erst recht auf sich zieht. Demgemäß kommen hier als Gegenstände unseres Wissens nicht nur die sämtlichen pseudoexistierenden, also wirklich beurteilten resp. vorgestellten Gegenstände, sondern alle Gegenstände in Frage, die auch nur der Möglichkeit nach Gegenstände unseres Erkennens sind. Es gibt aber keinen Gegenstand, der nicht wenigstens der Möglichkeit nach Erkenntnisgegenstand wäre, wenn man sich auf den Standpunkt der auch sonst oft ganz instruktiven Fiktion stellt, daß die Erkenntnisfähigkeit durch keine der in der Konstitution des Subjektes gelegenen und darum tatsächlich nie ganz fehlenden Einschränkungen von der Art der Reiz-, Unterschiedsschwellen u. dgl. beeinträchtigt wäre. Unter Voraussetzung einer unbegrenzt leistungsfähigen Intelligenz also gibt es nichts Unerkennbares, und was erkennbar ist, das gibt es auch, oder, weil »es gibt« doch vorzugsweise von Seiendem, ja speziell von Existierendem gesagt zu werden pflegt, wäre es vielleicht deutlicher, zu sagen: Alles Erkennbare ist gegeben — dem Erkennen nämlich. Und sofern alle Gegenstände erkennbar sind, kann ihnen ohne Ausnahme, mögen sie sein oder nicht sein, Gegebenheit als eine Art allgemeinsten Eigenschaft nachgesagt werden.

Die Konsequenz für das Verhältnis der Gegenstände des Erkennens zu Gegenständen anderer psychischer Betätigungen braucht nun kaum mehr ausdrücklich gezogen zu werden. Gegenstände, zu was für Erlebnissen auch immer sie gehören mögen, sind ganz un-

fehlbar auch Erkenntnisgegenstände. Wer also die Gegenstände sozusagen vom Standpunkte des Erkennens aus wissenschaftlich zu bearbeiten unternimmt, braucht nicht zu besorgen, er könnte durch diese Stellung der Aufgabe irgendein Gebiet aus der Gesamtheit der Gegenstände ausschließen.

§ 7. Gegenstandstheorie als »reine Logik«

Es entspricht altem Herkommen, dort, wo von einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Erkennens die Rede ist, zunächst an die Logik zu denken; und wirklich sind erst in allerjüngster Zeit für einen ihrer Hauptteile, die sogenannte reine oder formale Logik¹⁸ Aufgaben gestellt worden¹⁹, die mit dem, was von einer theoretischen Bearbeitung der Gegenstände als solcher billig verlangt werden muß, in unverkennbarer Weise zusammen stimmen. Ich habe meine prinzipielle Zustimmung zu E. Husserl's Eintreten gegen den »Psychologismus« in der Logik bereits an anderem Orte²⁰ und zu einer Zeit ausgesprochen, da ich aus äußeren Gründen von dem umfangreichen Werke des genannten Autors nur eine ganz vorläufige und auch noch sehr unvollständige Kenntnis hatte nehmen können. Heute, nachdem ich den Verdiensten der in Rede stehenden Publikation durch eingehendes Studium einigermaßen gerecht geworden zu sein hoffe, kann ich den Ausdruck meiner Zustimmung nicht nur durchaus aufrecht erhalten, sondern sie außer auf vieles andere auch auf jene »Aufgaben« ausdehnen, und es ist da vielleicht nur ein Dissens von relativ untergeordneter Wichtigkeit, wenn ich diese Aufgaben nur nicht gerade jener »reinen Logik« zuweisen möchte.

Mir scheint hierfür vor allem der Umstand maßgebend, daß, soviel ich sehe, der Gedanke an Logik von dem an eine Kunstlehre im Interesse der Leistungsfähigkeit unseres Intellektes ohne Gewalt-

¹⁸ Vgl. E. Husserl, »Logische Untersuchungen«, 2 Bde. Leipzig und Halle 1900 und 1901. Ausdrücklich identifiziert werden »reine« und »formale« Logik z. B. Bd. I, S. 252.

¹⁹ Insbesondere Bd. I, S. 243 ff., auch Bd. II, S. 92 ff.

²⁰ »Über Annahmen«, S. 196.